

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 35  
  
**Artikel:** Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz  
**Autor:** Wirz, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-640417>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Von den Proben sollte Martin erzählen, ob Bianchi zufrieden sei mit der Auffassung seines Lohengrin? Was er zu der Hillern als Elsa sage? Wie die Ortrud, die Lis nicht persönlich kannte, eigentlich aussehe, und wie sie singe?

Und Martin erzählte, und wob einen freudigen und farbigen Schimmer über alles, was er auf der Bühne erlebte, denn Lis sollte nichts von dem wissen, was er hörte und sah. Sie sollte es nicht ahnen, wie viel Schmutz ihn streifte...

Ein Tag um den andern verging. Der Donnerstag stand riesengroß vor Martin. Er fürchtete sich nicht. Seiner Stimme war er sicher, seiner Mimik ebenfalls. Die letzten Proben waren sehr gut abgelaufen. Nur war er nicht der Mensch, eine öffentliche Rolle zu spielen. Er war ein Außenseiter, einer der zusieht, nicht einer, der mitspielt. Ihm fehlte der kindliche Sinn, der Erwachsene in Verkleidungen zwingt, der die Lust zu Fastnacht und Komödienpielen sogar in den Leuten erwachen läßt, die das ganze Jahr hindurch ernst und nüchtern ihre Pflicht tun. Er war zu ernst, um, ohne sich selbst zu kritisieren, in eine andere Haut schlüpfen

zu können, er wußte es, und vergaß es nicht, so lange er darin war, daß es nicht seine richtige Haut sei. Er konnte Komödie spielen für die andern, aber er konnte sich selbst nichts vormachen. Er blieb Martin Born in Lohengrins Harnisch, er blieb Lis' Gatte und Liebhaber in den Armen der Elsa; er blieb der natur- und poesiebedürftige Martin, der tagelang im Wald herumgelaufen, und dem die gemalten Bäume und Blätter, Büsche und Sträucher auf der Bühne Alpdrücken verursachten.

Woche um Woche war er sich dessen bewußter geworden. Je näher sein Auftreten kam, je klarer sah er, daß er sich geirrt hatte, und daß Wollen und Vollbringen nicht Schritt hielten. Sein künstlerisches Können war über jeden Zweifel erhaben, seine Stimme war zur Vollenbung gediehen, aber seine Seele darbt.

Er hatte es nicht über sich vermocht, über das alles mit Lis zu reden. Unbestimmt und ohne es sich einzugestehen, fühlte er, daß sie ihn nicht verstehen würde. Verstünde sie ihn, wäre sie nicht Lis. Und Lis sollte sie sein.

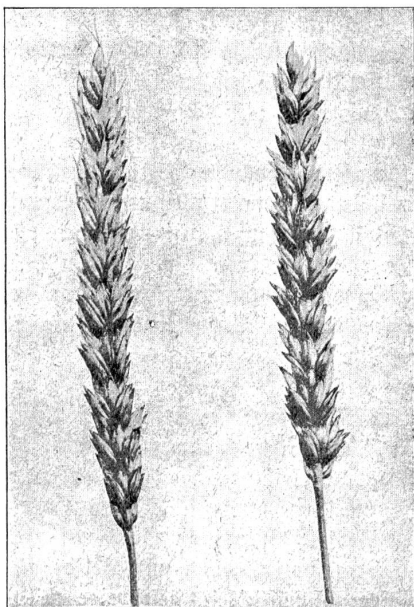
(Fortsetzung folgt.)

## Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz.

Von Dr. J. Wirz. Zürich 1917. Drell Füßli. Zweite erweiterte Auflage. Besprochen von Alfr. Jankhauser.

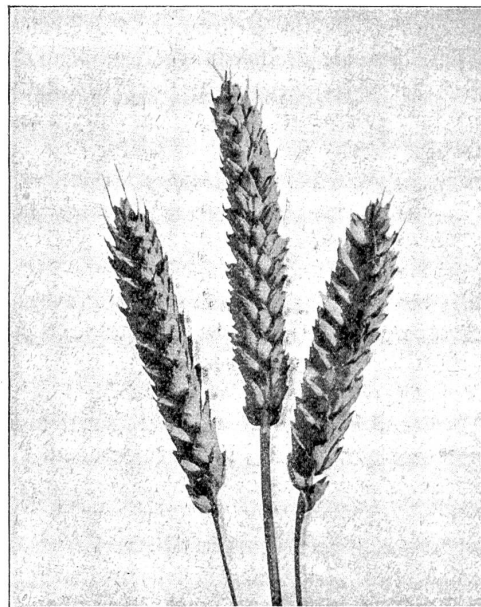
Die Studie von Wirz ist ein Buch mit so reichem Tatsachenmaterial, daß es unmöglich in einer Besprechung wiedergegeben werden kann. Es umfaßt und kritisiert alle staatlichen, genossenschaftlichen und privaten Maßnahmen zur Erhaltung und Hebung unseres Kornbaus und die Verhältnisse, an denen die Bestrebungen scheiterten, sowie die Irrtümer, die aus Unkenntnis der Verhältnisse stammten und den Mißerfolg mitverschuldeten. Weniger umfassend behandelt er den ausländischen Kornmarkt der Schweiz. Die allgemeinen Ausführungen, die nachher eingehender angesehen werden sollen, lassen sich etwa so zusammenfassen:

erhöhen, dabei aber wesentlich höhere Mengen an Brotgetreide liefern, ohne mehr Bodenfläche zu beanspruchen. Die Preistreiberien der Kornhändler sollen durch den Genossenschaftsbetrieb der Müllereien, sowie ein Getreidemonopol beendet werden. Die Landwirtschaft erhält genügende Förderung, wenn sie bekannt gemacht wird mit allen Faktoren einer gut rentierenden Wirtschaft. Mehr als einen Bruchteil des Bedarfs an Korn wird sie nie decken können. In einem ersten, auch für den Laien sehr interessanten Teil schildert er das geschichtliche Werden der heutigen Zustände, in zwei folgenden, mehr fachmännischen Teilen spricht er von Maß-



Landweizen.

Durch rationelle Bewirtschaftung unseres Bodens kann der Getreidebau im Verein mit der übrigen Bodennutzung, namentlich dem Futterbau, die Rendite der Landwirtschaft



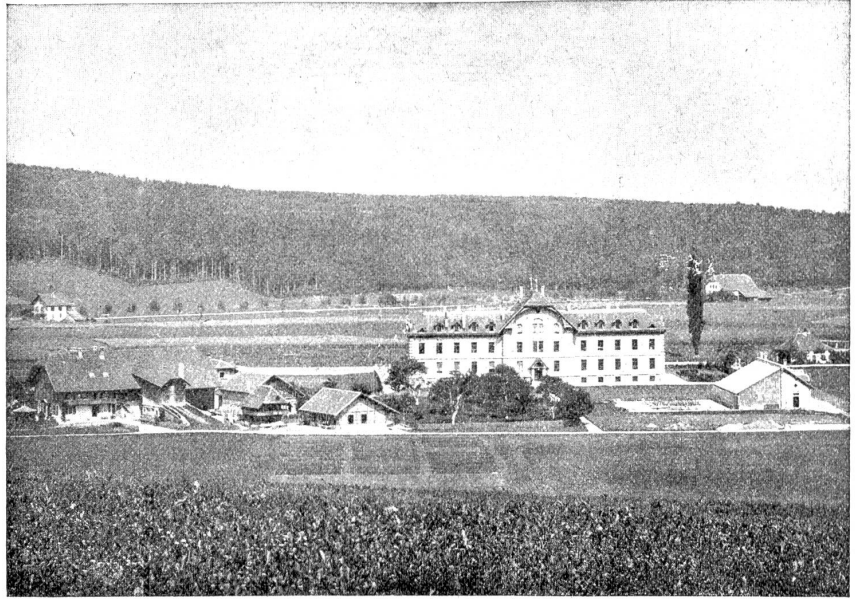
Dickkopfweizen.

nahmen zur Hebung des eigenen Getreidebaues und zur günstigen Regelung der Brotversorgung.

Im geschichtlichen Rückblick zeigt er die wech-

sehnende Rolle des Getreidebaues in den verschiedenen Epochen, seit dem Mittelalter für den Staat, für die Brotversorgung und den Handelsverkehr zwischen den einzelnen Gegenden. Zur Zeit der frühmittelalterlichen Hof- und Dorfverfassung versorgte sich der kleine Kreis selbst mit allen Lebensmitteln. Wo der Körnerbau schwieriger war, da schränkte man den Brotkonsum ein. Obschon die Ausbildung der Grundherrschaften und kleinen Staaten eine Vergrößerung der Wirtschaftseinheiten mit sich brachte, konservierte das Abhängigkeitsverhältnis der Bauern zu den Herren die Eigenwirtschaft bis in die neue Zeit hinein. Dieses Abhängigkeitsverhältnis drückte sich in den Verpflichtungen der Bauern aus: In den Diensten und Abgaben sind Bodenzinse und Zehnten verstanden. Bodenzinse sind bei der Errichtung von Lehen auf die verliehenen Güter gelegte Abgaben. Sie betreffen, wie die Zehnten, hauptsächlich Getreide, erst in zweiter Linie Wein, Eier, Butter, Käse, Hühner. Der Zehnt, gewöhnlich  $\frac{1}{7}$ ,  $\frac{1}{8}$  bis  $\frac{1}{20}$  der Jahresproduktion umfassend, gehörte ursprünglich der Geistlichkeit, wurde aber später behandelt wie heute ein Werttitel, als Gegenstand des Verkehrs und figurierte mancherorts, namentlich in den reformierten Kantonen, als Staatseinnahmsquelle. Die Einnahmen der Pfründen bauten sich auf das Zehntverhältnis, wie die Besoldungen der staatlichen Amtleute und der Herrschaften.

Die neuzeitlichen Staaten suchten ihr Untertanengebiet zu einem wirtschaftlichen Ganzen zu vereinigen, das womöglich von allen Nachbarn unabhängig existieren sollte. Der Kornbau als fiskalische Einnahmsquelle und als Grundlage der Eigenwirtschaft wurde durch alle möglichen Verordnungen gefördert. Als Beispiel einer solchen, jenes Doppelsziels bewußten Verordnung führt Wirz eine bernische Lebensordnung vom 29. November 1614 an: Die herkömmliche Ausstattung der Güter mit „Holz und Feld, Acker und Matten“ soll nicht verändert werden, damit jedes Gut die Eigenversorgung des Besitzers mit allen möglichen Produkten garantiere. Ohne Zustimmung des Zins- und Grundherrn darf kein Stück Acker, Matte oder Wald entäußert werden; „denn,“ so begründet die Lehenordnung den obrig-



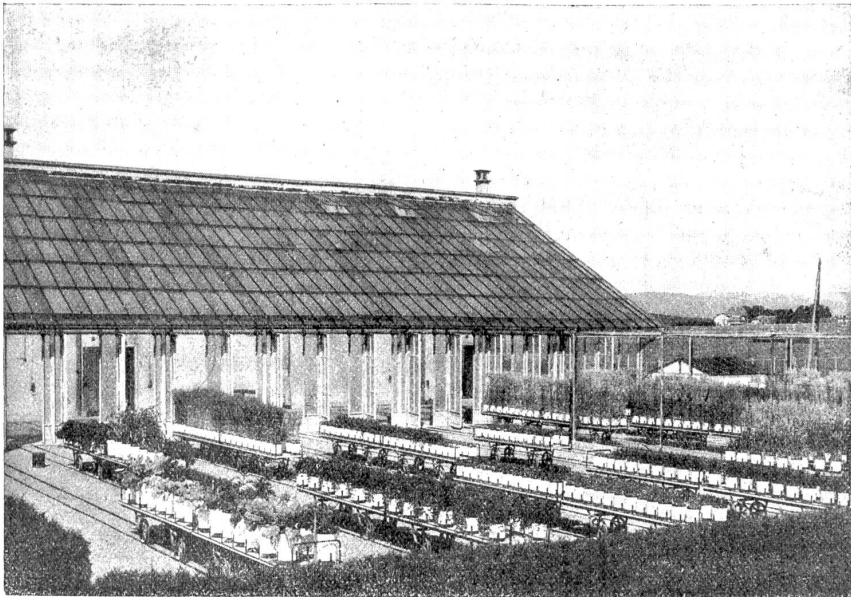
Gesamtansicht der schweiz. landwirtschaftlichen Versuchsanstalten Bern-Liebegg.

keitlichen Willen, „wenn ein Stück hierhin, das andre dorthin... vermähtet... und verkauft werden, ist es dem Landmann nicht mehr möglich den Zug zu erhalten, das Gut gehörig zu bebauen, Weib und Kind zu ernähren, sowie den schuldigen Zins und die übrigen Lebensgebühren zu entrichten. Auf den einzelnen Gütern wurde die Veränderung der Kulturbestände verboten. Es soll „acker beliben acker und matten matten“. Niemand soll „oß keinem acker mit matten machen“.

Allein die veränderten Verhältnisse riefen neuen Uebelständen und neuen Regierungsmahnahmen. Zwischenhandel, schlechte Ernten verursachten periodische Teuerungen. Die Regierungen schritten zu Höchstpreisen, Verbot des Großhandels, schweren Bußen gegen Fehlbare ein. Ein Verkaufszwang wurde nicht geübt. Man garantierte aber den Bauern ein Rückkaufsrecht auf Regierungskorn, falls sie Mangel litten, um sie auf den Markt zu kriegen. Bern machte den Versuch, eine Uebersicht über die Produktion zu bekommen, indem eine Doppelfontrolle das Gewachsene und das auf den Markt Gebrachte feststellen sollte. Um den Müllern besser auf die Finger zu sehn, wurde schon 1678 in einer Verordnung genau bestimmt, wieviel sie als Mahllohn zurückbehalten dürfen. Je nach Notwendigkeit erließ man Kornaus- oder Einfuhrverbote in bunter Abwechslung, Müller und Hodler (Kornhändler) durften nicht über 50 Bern-Mütt von „Jemand“ erhandeln. „Societeten“, die den Kornhandel im Inland trieben, verbot man. Solche, die die Einfuhr betrieben, waren erlaubt. Die Verordnungen erwiesen sich als ungenügend. Ernteschwankungen bewirkten die Zerrüttung des Kornbaues, die Aenderung der Wirtschaftsweise hatte schon auf eine Verminderung der Produktion eingewirkt. Man erkannte, daß nur eine Förderung des Ackerbaues, die Aufhäufung von Vorräten, die Beschützung des innern und äußern Handels die Schwankungen heben könne. Die französischen Theoretiker hatten bei uns ihre Anhänger, die als das beste Mittel zur Förderung des Kornbaues die vollständige Freigabe des Getreidehandels priesen. Obschon beispielsweise die Bernerregierung dieser Richtung beistimmte, verzichtete sie doch in ihrer „Verordnung“ von 1792 „b e t r e f f e n d e n



Düngversuche auf dem Liebefeld bei Bern.



Vegetationsanlage der Anstalt Bern-Liebfeld.

Getreidehandel und dessen Polizei“, auf die Durchführung des Prinzips, weil es unrentabel erschien, so lange die Nachbarn Kornverbote erlassen konnten und die Zufuhren überhaupt unsicher waren. Für den Innenhandel hingegen wurden alle Schranken beseitigt. Die Einfuhr hing von den Marktpreisen ab. Santen sie in Bern auf 15 Baken (auf dem Platz Bern) für das Maß Kernen, so trat automatisch das Einfuhrverbot ein, ebenso ein Ausfuhrverbot, wenn das Bernmaß 20 Baken galt. Ein Jammer war es, daß die wohlgemeinten Regierungsmahnahmen dem Interesse der Amtleute widersprachen. Solange die Befoldungen in natura entrichtet wurden, d. h. in Natural-Abgaben der Untertanen bestanden, die von den Amtleuten nachher so teuer als möglich verkauft wurden, solange widerstrebten diese naturgemäß dem System der Regierung, dessen Diener sie waren. Statt einer Reform des Befoldungswesens traf man rigorose Maßregeln: Marktzwang für die Produkte der Landvögte, Verbot anderweitigen Verkaufs, einen zwei Baken tiefern Preis als den laufenden für Weizen, Roggen und Kernen, einen Baken tiefer für Dinkel und Haber.

(Fortsetzung folgt.)

## Bern.

Von Gonzague de Reynold. Uebersetzt von S. Correvon.

### I.

Diese Stadt belebt meine kleinen Kindheitserinnerungen. Deshalb kann ich in Bern nicht ohne Gemütsbewegung verweilen. Ohne Zweifel, die kühlen Laubenbogen, deren Gewölbe widerhallt; die Brunnen, aus deren grünen Pflanzen und roten Geranien heraus die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen ragt, der spreizbeinige Bannerträger, der Dudelsackpfeiffer, der Menschenfresser, der mit rollenden Augen kleine, nackte Kinder verschlingt, — zweifellos, der Zeitglocken mit seinem krächzenden Hahn und seinem Umzug der zwölf Apostel, und desgleichen der frisch auf die Mauer gemalte Marignano-Schweizer, und die Bären in ihrem einer leeren Zisterne gleichenden Graben, die auf einem laublosen, von ihren Krallen blankgescheuerten Baumstamm herumklettern, — all das bildet ein frohes, geordnetes, originelles Schauspiel. Aber ich sehe in ihm vor allem das heroische Schmuckstück meiner ersten Begeisterung.

Ich liebe Freiburg, meine Geburtsstadt, weil diese Liebe naturgemäß, ein Erbteil, eine Pflicht ist. Man ist an die Geschichten seiner Familie gewöhnt: sie sind für uns weder häßlich noch schön, sie sind ganz einfach lieb. Trotzdem währte es lange, bis ich die Ursachen dieser instinktiven Zuneigung inne wurde; erst die Entfernung offenbarte mir, durch Gegenüberstellen und Vergleichen, die Reize Freiburgs, die Freundlichkeiten des Necklands. Bern hatte für mich, als ich klein war, den ganzen Zauber einer Hauptstadt, — ein tönendes Wort — und die ganze Anziehungskraft des Wunderbaren.

„Wir gehen morgen, wenn es schön ist, nach Bern mit der Eisenbahn!“... Meine erste Reise! Ich war damals noch ein Junge mit langen Locken und kurzen Hosen. Damals brauchte es mehr als eine Stunde, um von Freiburg nach Bern zu gelangen, und man kam erst in der Nacht nach Hause, in einem rumpeligen Eisenbahnwagen, in dem eine qualmende Petrolampe hin und her wackelte. Und dann

fuhr man über zwei Brücken und einen Tunnel: ich hatte Angst, und mein Vater rief, um mich zu beruhigen, Zündhölzer an. Welche Bangigkeiten und welche Freuden! — Bern ließ sich in einige konkrete Begriffe zusammenfassen: ein weißzuckeriger Bär mit roter, heraushängender Zunge auf einem Lebkuchen; ein Bär aus Silberpapier in einer großen Glaskugel; eine Trommel, die man mir kaufte, auf der ich den Bernermarsch spielen lernte, und deren roter, mit schwarzen Flammen bemalter Kasten Namen und Datum der Schlacht von Neuenegg trugen. Ich hatte einen Onkel — er war Soldat, Sie kennen ihn —, der mir Geschichtsstunden gab, der mir die alte Schweiz offenbarte. In Bern hatte er mich in das Museum geführt. Er hatte mir die Statue des aufrecht stehenden, barhäuptigen Bubenbergs gezeigt — die eines Rudolf von Erlach, der, auf einem kleinen Pferd reitend, das mich mit Reiz erfüllte, das Banner schwenkte. Meine Eltern wohnten im Sommer in einem Dorf, das an



Dr. Gonzague de Reynold.

Universitätsprofessor und Schriftsteller in Bern.

dem Orte lag, wo, wie man erzählt, am Morgen vor Murten, nach dem Regen, die Vorhut der Schweizer in das feuchte Gras kniete, während Hallwil sein Schwert in die Sonne erhob. Nicht weit von unserer Wohnung entfernt wurde 1697 eine Erinnerungskapelle zu Ehren dieser legen-